

Diskutieren statt diskreditieren

Autor(en): **Lampugnani, Vittorio Magnago**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **81 (1994)**

Heft 7/8: **Montreal**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-61586>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Diskutieren statt diskreditieren

Wir publizieren hier in Form eines Leserbriefes die Entgegnung von V.M. Lampugnani auf den unter dieser Rubrik in Nummer 5/94 von «Werk, Bauen+Wohnen» erschienenen Text «Die Provokation des Gestrigen». Es handelte sich um eine aktualisierte Fassung eines von unserem Korrespondenten Dieter Hoffmann-Axthelm in der «Zeit» vom 1. April 1994 veröffentlichten Artikels. Hoffmann-Axthelms Text nahm Bezug auf einen von V.M. Lampugnani (als Direktor des Deutschen Architektur-Museums) verfassten Essay im deutschen Wochenblatt «Spiegel», der u.a. auch Wolfgang Pehnt und Daniel Libeskind zu engagierten Reaktionen veranlasst hatte. Man vergleiche zu diesem Thema auch den Beitrag von Hans Kollhoff in der Esplanade der Juni-Nummer von «Werk, Bauen+Wohnen».

Lieber Dieter Hoffmann-Axthelm,

auf Polemiken, deren Gegenstand man selbst ist, reagiert man nicht. Ich kenne diese Regel und breche sie doch. Denn das, was Sie unter dem Titel «Die Provokation des Gestrigen» in der «Zeit» vom 1. April 1994 geschrieben haben, geht über ein persönliches Zerwürfnis zwischen Ihnen und mir hinaus. Ich sehe von den unzähligen überflüssigen kleinen Infamien ab, mit denen Ihr Text durchsetzt ist, und versuche, die drei Vorwürfe herauszudestillieren, die Sie mir entgegenschleudern zu müssen glauben.

Vorwurf Nr. 1: ich vertrete eine Architekturauffassung, die mit ihren Maximen der Einfachheit, Konventionalität, Dauerhaftigkeit und Angemessenheit von gestern ist. Und nicht nur das: Weil sie von gestern ist und damit Sicherheit vermittelt, kommt sie opportunistisch den Wünschen der Bauherren entgegen und erschmeichelt sich das Wohlwollen des sogenannten Normalbürgers.

Nichts von alledem dürfte zutreffen. Denn abgesehen davon, dass ich gar nicht weiss, was ein Normalbürger ist: die konventionelle Architektur, die ich mir und unseren Städten wünsche, steht fest in der Tradition der Moderne, die sie eigenständig fortführt; und ihre Sprödigkeit, die auf den ersten Blick fast schroff anmutet, findet mitnichten die Begeisterung des Publikums. Letztere wird eher dem Bunten, Schrägen, Beredten zuteil: Eine glatte Fassade mit vielen Reihen von gleichen rechteckigen Fenstern gilt als langweilig. Aber, lieber Dieter, haben Sie einmal versucht, eine solche Fassade zu entwerfen? Ich meine: gut zu entwerfen? Wissen Sie, wie schwierig es ist, das Verhältnis von offener zu geschlossener Fläche richtig auszubalancieren, die Proportionen schön zu machen, die Details vernünftig und elegant? Können Sie sich vorstellen, wieviel Arbeit das ist? Und wieviel Kreativität das erfordert? Viel mehr, als um ein paar pastellfarbene Halbsäulen aus Stuck malerisch zu arrangieren oder zwei Stahlträger schräg aneinander zu schweißen.

Letzteres macht freilich für den oberflächlichen Betrachter mehr her. Und auch für die meisten Bauherren. Sie wollen in erster Linie auffallen: und zwar nicht durch substantielle Qualität (die übrigens auch die Abschreibungsgesetze nicht honorieren), sondern durch Spektakuläres. Schauen Sie sich doch Städte wie Hongkong oder Tokio an, wo jeder, der baut, sich weitgehend frei produzieren darf: er tut es mit entsprechend marktschreierischer Architektur. Einfachheit, Konvention, Dauerhaftigkeit und Angemessenheit gehen gegen unsere Zeit. Sie sind das Gegenteil dessen, was Sie ihnen unterstellen: eine Utopie, die es gegen den Zeitgeist, die ökonomischen Verhältnisse und das von Ihnen beschworene gesunde Volksempfinden zu vertreten gilt.

Vorwurf Nr. 2: ich vertrete meine Architekturauffassung einseitig und versuche sie zu verordnen. Das hört sich schlimm an und ist nur albern. Wie sollte ich irgend etwas verordnen können, selbst wenn ich es wollte? Eine Auffassung von Architektur habe ich durch einen Essay in einem Nachrichtenmagazin öffentlich zu erklären versucht. Ein Essay kann allenfalls überzeugen; verordnen kann er nichts.

Bleibt die Einseitigkeit. Hier bitte ich Sie zu unterscheiden. Selbst Sie werden bei aller Voreingenommenheit einräumen müssen, dass man meiner Arbeit für das Deutsche Architektur-Museum alles mögliche nachsagen kann, nur keine Einseitigkeit. Zur Ausstellung «Berlin morgen», die Sie zwar einen Architektur-Sketch nennen, die aber immerhin die Diskussion um die Neuordnung Berlins frühzeitig in Gang gebracht hat und sich im Katalog und bei einer der ausländischen Ausstellungsstationen sogar Ihres wertigen Beitrags rühmen durfte, waren ausgesprochen unterschiedliche Architekten eingeladen: von Aldo Rossi bis Norman Foster, von Robert Venturi und Denise Scott-Brown bis Daniel Libeskind, von Oswald Mathias Ungers bis Coop Himmelblau, von Jean Nouvel bis Manuel de Sola-Morales. Für die visionäre Wasserstadt am Frankfurter Osthafen haben Jacques Herzog und Pierre de Meuron ebenso einen Entwurf für uns erarbeitet wie Hans Kollhoff, Andreas Keller ebenso wie Enric Miralles. Dem Frankfurter Rebstockgelände-Projekt von Peter Eisenman und Albert Speer habe ich ebenfalls eine Schau gewidmet. Im übrigen gebe ich, wenn ich für meine Publikationen ebenso zart Werbung machen darf wie Sie für die Ihren, eine Architekturzeitschrift heraus: «DOMUS», per Abonnement oder in jeder besseren Fachbuchhandlung erhältlich, die sich, wie ich hoffe, durch eine Linie, aber nicht durch Tendenziosität auszeichnet. So gut wie alle Namen der Architekten, die Sie als die von mir verachteten aufzählen, sind dort regelmässig vertreten: Richard Rogers und Norman Foster, Rem Koolhaas und Zaha Hadid, Jean Nouvel und Dominique Perrault, Günter Behnisch und Thomas Herzog. Und daneben eine Reihe noch weitgehend unbekannter junger Leute.

Doch all dies ist ja, wie Sie dem aufmerksamen «Zeit»-Leser bedeutungsvoll mitgeteilt haben, nur eine Finte. Eine von vielen. Denn in Wahrheit dient all das, was ich tue, einem anderen Zweck als jenem, den man zunächst vermuten könnte. Das ist der dritte Vorwurf: ich würde meine Architekturauffassung in den Dienst eines Machtkartells stellen.

Hier wird es wirklich abenteuerlich. Mit einem kriminalistischen Eifer, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre, spüren Sie meinen geheimen Zielen nach. Das Ergebnis dieser Ermittlung, die immerhin über drei Monate beansprucht hat (soviel Zeit

ist seit Erscheinen des «Spiegel»-Essays vergangen): ich hätte «nichts anderes als das Manifest dieses Architekturkartells» verfasst. Dabei verdächtigen Sie nicht nur mich dunkler Machenschaften, sondern auch respektable und talentierte Kollegen: allen voran Josef Paul Kleihues.

Sie schreiben dies am 1. April; als schlechter Scherz könnte es gerade noch angehen. Mehr aber auch nicht. Ihre Behauptungen, völlig aus der Luft gegriffen und durch keinerlei Wirklichkeitsbezug getrübt, sind nicht einmal als Fiktion amüsant. Allenfalls zeigen sie, dass Sie nicht viel von den realen Verhältnissen im Bauen verstehen.

Der Verdacht drängt sich auf, dass Sie von sich auf andere schliessen. Und damit nicht auf das Naheliegende kommen: dass ich nichts anderes wollte als, wie Sie es so nett formulieren, «Weltanschauung an sich verbreiten». Besser gesagt: meine theoretische Position artikulieren und zur Diskussion stellen.

Anlass dazu gibt es in der Tat. Die architektonische Kultur der Jahrtausendwende steht vor gewaltigen, teilweise ganz und gar neuen Aufgaben und ist dementsprechend verunsichert. Die Theorie ist es nicht minder. Die Diskussion ist, vielleicht aus Ratlosigkeit, verstummt. Unzählige Fragen sind offen. Antworten können nur im Diskurs gefunden werden. Deswegen habe ich mich zu Wort gemeldet.

Es ging gut an. Wolfgang Pehnt erwiderte, kritisch und nachdenklich und dennoch konstruktiv wie immer. Er differenzierte den Begriff der Einfachheit, machte auf den hohen künstlerischen Anspruch einer vermeintlichen Banalität aufmerksam, die sich in Wahrheit aristokratisch gebärde, und warnte vor ihrer Trivialisierung. Dann griff Daniel Libeskind ein: wütend und konfus, ein Architekt, der sich (übrigens die Situation verkennend und meinen Text missverstehend) angegriffen fühlte. Und dann Sie.

Pehnt bin ich dankbar: Er hat zugehört, protestiert, weitergedacht. Libeskind kann ich verstehen: er ist durch und durch Architekt und erwartet von dem Kritiker Elogen oder allenfalls Unverbindliches. Sie verstehe ich nicht: denn Sie sind Kritiker und wissen, dass unsere Aufgabe darin besteht, einen Standpunkt einzunehmen. Sie haben es auch hier und dort getan. Ich habe Ihre Meinung selten verstanden, nie geteilt, aber immer respektiert.

Letzteres erwarte ich auch von Ihnen. Um so entsetzter bin ich von einer Invektive, die mit Polizeidiktion anhebt und eine Beleidigung an die andere reiht. Denkt man sich die letzteren weg, bleibt, wie so oft, von der Sache nicht viel übrig. Das ist betrüblich. Denn es gibt in der Tat Themen, über die ich mich mit Ihnen gern auseinandergesetzt hätte. Zum Beispiel: genügt wirklich die Parzelle als stadtprägendes Element,

um eine brauchbare Stadt zu erzeugen? Gaukelt sie nicht eine Kleinteiligkeit vor, welche die zeitgenössischen Eigentumsverhältnisse Lügen strafen? Und selbst wenn man sie als artifizielles Hilfsmittel akzeptiert: droht nicht, wenn sie mit freier, bindungsloser «Kreativität» gefüllt wird, der Jahrmarkt der Eitelkeiten der Frankfurter Saalgasse oder mancher IBA-Hauszeile in Berlin? Ist es nicht letztlich doch besser, den grossen Block als solchen zu akzeptieren und durch Feinheit und Eleganz so zu gestalten, dass er nicht erdrückend wirkt?

Das, lieber Dieter, nehme ich Ihnen wirklich übel: Dass Sie eine Diskussion, die im Keim am Entstehen war, brutal abgebrochen haben. Was gibt es noch zu sagen? Die meisten Worte darf man, wie Sie mir empört kundtun, nicht antasten: «Alltäglichkeit» beispielsweise ist Eigentum der sogenannten alternativen Kultur und jede weitere Verwendung ist Missbrauch oder Fälschung (aber wollen Sie mich wirklich glauben machen, dass Sie nicht die wunderbaren Passagen kennen, die Massimo Bontempelli in den zwanziger Jahren der Ästhetik des Alltags gewidmet hat?). Die meisten Argumente gehören Ihnen (aus dem offenbar weltberühmten «grünen Suhrkamp-Bändchen»); wenn nicht, sind sie, wie Sie so liebenswürdig und gleichzeitig differenziert formulieren, Müll. Und die Motive der anderen sind, das ist doch klar, immer nur Macht oder Geld (aber die Planungsgutachten in Berlin machen trotzdem immer noch Sie).

Die böswillige Diskreditierung von Andersdenkenden hat Tradition. Dass sie ausgerechnet jemand übt, der sich ansonsten demonstrativ demokratisch gibt, zeigt nur, wie sehr sich die Fronten in unserem Metier verkehrt haben. Die Selbstgerechtigkeit, die sie offenbart, macht mir jenseits der persönlichen Betroffenheit bange: weil sie keine sachliche Auseinandersetzung mehr zulässt.

Leben Sie wohl.

Vittorio Magnago Lampugnani